

Auf der Autostrada del Sole zum Papst

Seit letzter Woche hat die Schweiz eine neue Heilige. Die Ordensfrau Bernarda Bütler kam aus dem Aargau und vollbrachte zwei Wunder in Kolumbien. Mit 39 Pilgern, mit Geschichten von Toten und tausend Hoffnungen unterwegs im Car nach Rom.

Von Jost Auf der Maur

Bahnt sich am San Bernardino ein Wunder an? Jetzt, da die Nacht endlich dem ersten Pilgertag weicht und der Reisebus der Firma Gegenschatz AG dem Hinterrhein entlangrochelt? Es ist Freitag. Seit vier Uhr morgens ist der Car unterwegs. Wallfahrer aufgesammelt in Widnau, in Marbach auf dem Dorfplatz, vor der Post in Lüchingen. Beim Kloster Maria Hilf in Altstätten die drei Franziskanerinnen abgeholt, Albertina, Felicitas und deren Oberin Schwester Angelika mit ihren kleinen Koffern. Wallfahrer vom St. Galler Rheintal bis Chur. Und seit Peter Lendenmann in Bad Ragaz an Bord gegangen ist, hat er das Nasenbluten. Nicht einfach so ein bisschen. Es ist jetzt ein Viertel nach acht. Die erste Rolle Haushaltspapier ist längst aufgebraucht. Tempo-Tuch-Tampons ragen walrossartig aus den Nasenlöchern des Erbarmungswürdigen.

«Ich könnte jemanden anrufen», sagt mit einem Mal die gepflegte Dame ganz hinten links. «Jemand, der Blut stillen kann, aus der Ferne.» Pilger auf den nächsten Sitzreihen drehen sich um, schauen nach hinten mit gerunzelter Stirn. «Jedenfalls ist ihm das auch schon gelungen», schiebt die Dame nach. Die Pilgeraugen bekommen einen neugierigen Glanz. Ein Experiment im Übernatürlichen! Unverhofft und am lebendigen Objekt. «Nein, kosten wird das nichts», sagt die Dame. Sie ruft an, nennt dem Fernheiler Patientennamen und Gegend. «Am San Bernardino. Er hat es seit Stunden.» Dann taucht der Bus in den Tunnel.

Damals, am 29. Oktober 1995, war der Petersplatz ein See, gespeist vom Himmel, der sich über Rom geöffnet hatte. Es gab kein Halten mehr. Wasser, überall Wasser. Und Maria Bernarda Bütler ist am Ziel, das sie so leidenschaftlich und unter allerhand entsetzlichen Selbstkasteiungen ihr Leben lang verfolgt hat. Sie wird, des Wolkenbruchs wegen, drinnen im Petersdom, 71 Jahre nach ihrem Tod, seliggesprochen. Das ist nicht weniger als heilig. Ein quantitativer Unterschied nur, und er besteht darin, ob jemand regional oder global verehrt wird. Sie hat es gewollt, sagen die Ordensschwwestern. Es war in ihr, behaupten die Biografen. «Ist das nicht eine schwere Versuchung, ja eine Vermessenheit, dass mir zuweilen Einfälle kommen, ich müsse eine Heilige werden?», schreibt sie selber in einem ihrer Tagebücher.

Das Reisegeld gespärt

Fast auf den Tag genau 13 Jahre später machen sich vierzig Menschen aus der Ostschweiz auf den Weg nach Rom, wo nun gleichsam die Vollendung von Bernardas Karriere ansteht: die Heiligsprechung. Niklaus von Flüe war 1947 dran. Und jetzt die Bernarda, und die Bewohner in ihrem aargauischen Geburtsort Auw beharren darauf, sie sei die erste Schweizerin mit Gloriole. Dem Herrgott müsste die Herkunft ohnehin wurscht sein, zumal die Nonne über 30 Jahre in Lateinamerika gewirkt und dort eine eigene Kongregation gegründet hat.

Was aber sind das für Leute, die im 21. Jahrhundert während fünf Tagen die Beschwerden einer 2000 Kilometer langen Busreise auf sich nehmen, um einem pompösen römisch-katholischen Ritterschlag beizuwohnen? Die einen haben sich den Betrag von 948 Franken für Reise und Unterkunft im Einz Zimmer zweifellos erst einmal zusammensparen müssen. Andere fehlen am Arbeitsplatz und beziehen Ferientage. Die Dritten mussten es zuerst zaudernden Gatten beibringen.

Wallfahrerin Margrith Benz sagt: «Maria Bernarda ist der rote Faden in meinem Leben.» Der Vater befahl sie nach sieben Schuljahren nach Hause. Sie musste die bettlägerige Mutter pflegen. «Das ging fast über meine Kräfte.» Die Schwestern im Kloster Maria Hilf sagten ihr, sie würden bei Bernarda um Kraft für sie bitten. «Und ich selber habe zu ihr gebetet. Das half mir, meine Aufgaben zu tragen.» Die Mutter starb 1964. Zwei Jahre später erkrankte der Vater bei einem Arbeitsunfall. «Und als mein erster Mann starb, war ich 28-jährig und hatte sechs Kinder.» Sie lacht herzlich jetzt und strahlt vor Zuversicht. «Mit Hilfe der Bernarda», sagt sie, «hat man das alles geschafft und dabei den Humor nicht verloren.» In ihrer zweiten Ehe hat sie nochmals sechs Kinder geboren. Die eine Tochter hat ihr nun diese Reise geschenkt. «Ein sehr alter Wunsch hat sich erfüllt, es ist wunderbar.»

Der Car stoppt vor der Autobahnraststätte Bellinzona. Das Nasenbluten scheint aufgehört zu haben. Doch als Peter Lendenmann aussteigt, beginnt es von neuem. Die Papiervorräte werden aufgestockt. Das kleine Heilwunder ist vertagt. Die Pilgerschar eilt zu Klo und Kaffee. Hinter Como werden dann die Kirchengesangbüchlein verteilt, die alten, ediert vom Benziger-Verlag in Einsiedeln, aber der Kosten wegen heimlich gedruckt in der gottlosen DDR. Lied Nummer 765, «Ihr jugendlichen Chöre». Die vielen ergrauten Häupter halten sich stimmlich wacker. Dekan Albert Riederer, der die geistliche Leitung der Wallfahrergruppe innehat und im Pauschalpreis inbegriffen ist, hilft nach am Mikrofon.

Eine Selig- oder Heiligsprechung wird nicht leichtfertig vorgenommen. Sie geht zwar quasi basisdemokratisch aus vom gläubigen Volk, das durch intensive Verehrung die Kirchenoberen aufmerksam macht. Und damit die Schäfchen in dieser mystischen Thermik der Kirche nicht entschweben, wird der verehrte Tote eingebunden ins System. Ein Prozess aber erstreckt sich meist über Generationen, die Unterlagen füllen bald einen ganzen Bibliotheksraum. Biografisch-historisch, medizinisch und theologisch wird der Fall untersucht und schliesslich einem Postulator übergeben, der daraus ein Exzerpt schöpft, Positio genannt. Die kann immer noch eintausend Seiten dick sein. Darin sind auch die unbequemen Fragen des Zweifels beantwortet, die der Advocatus Diaboli gestellt hat. Der Ruf der Heiligkeit jedoch und die sogenannte «Heroizität der Tugenden» allein dürfen den Kardinälen der Heiligen Kongregation nicht genügen. Es muss ein Wunder geschehen, ein günstiges Ereignis, das kraft menschlichen Wissens unerklärbar ist.

Zeichen und Wunder

Am 17. August 1967 liegt in Kolumbien ein zwei Wochen alter Säugling wegen eines inoperablen Hirntumors im Sterben. Die Eltern legen ihm ein Bild von Bernarda auf die Stirn und beten eine Nacht lang. Am andern Tag sind sowohl das Bild wie der Tumor verschwunden, die kleine Liliana Sanchez ist gesund. Wunder zwei: Die kolumbianische Ärztin Mirna Yazime Correa wird am 5. Juni 2002 an die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen. Ihr Tod wegen eines Lungenleidens scheint unabwendbar, als ihre Familie

zu einem neuntägigen Gebet, einer Novene, ansetzt und zu Bernarda betet. Am zweiten Tag kann die Patientin wieder selber atmen und gesundet in kurzer Zeit vollständig. Der Vatikan erkennt die Dringlichkeit einer Heiligsprechung Bernardas.

Wallfahrerin Renate Lendenmann ist verwandt mit Bernarda. Eine echte Urgrossnichte. «Meine Grossmutter lebte in Auw. Sie war sehr gläubig und verehrte Bernarda. In den Ferien bei ihr habe ich jeweils gehört, wie sie und Grossvater sich in den Schlaf gebetet haben mit dem Rosenkranz. Ich habe mich darum sehr wohl gefühlt, als im Bus dieses fortwährende Gebet halblaut gesprochen wurde. Was mir an Bernarda nicht gefällt, ist ihre Unterwürfigkeit gegenüber dem Klerus. Da ist sie mir kein Vorbild. Nach Jahren meiner Konflikte mit Anordnungen der Kirche findet jetzt Versöhnliches statt. Als Psychiatrie-Krankenschwester sehe ich, dass wir an Grenzen stossen mit unserem Wissen - dass da noch etwas ist, etwas anderes.»

Der Dunst des Oktobers legt sich auf die abgeernteten Felder der Lombardei. Hostess Claudia La Raggione macht aufmerksam auf das unsichtbare Städtchen Saronno, die Amaretti, den Amaretto di Saronno. Was hat eigentlich Wilhelm Buschs fromme Helene gesoffen? Der Reiseocar überholt auf der Autostrada del Sole die endlose Karawane der Lastwagen, überquert den Po. Piacenza muss dort rechts liegen, Parma, noch ein Rosenkranz bei 120 km/h. Das Nasenbluten ist jetzt gestillt. Dann der Mittagshalt am «Autogrill», mit frisch zubereitetem Risotto, dreierlei Braten, nach Bedarf aufgeschnitten. Pasta al dente. Die Pilger staunen, zumindest jene, die in der Gnade kulinarischer Kenntnisse leben. Das sind sie in der Autobahn-Schweiz nicht gewohnt.

Der letzte Arbeitstag

Der stille kleine Mann, der ganz bei sich zu sein scheint, hat sich einen Viertel Roten geleistet. «Ich war noch nie in Rom», sagt er. Er sei eben kein «Ferienfanatiker». Früher, als die Kinder noch klein waren, sei er dreimal in Tenero auf dem Zeltplatz gewesen. Nach einer Woche aber war es jeweils bei ihm vorbei mit der Ruhe. Und auch die Frau habe das Gras wachsen hören daheim. Er lächelt leise. Dann müsse man zurück. Er habe das Inserat für diese Pilgerreise gesehen. Aber es habe keine Zimmer mehr gehabt, vorerst. Dann hat es ja doch noch geklappt. Er lächelt. Dieses Rom, sagt er, komme jetzt genau richtig für ihn. Er ist vor drei Monaten pensioniert worden. Auf diesen Tag haben er und seine Frau sich gefreut. «Als ich am Abend meines letzten Arbeitstages heimgekehrt bin», sagt der Mann, «lag meine Frau tot in der Küche.» Er lächelt. Weil er sonst weinen würde. «Einfach gestorben.»

Die Wallfahrer sind ausgerüstet mit einem orangefarbenen Schal, auf den die Insignien des Franziskanerinnen-Ordens appliziert worden sind. Und an die Brust gesteckt ist das Bild Bernardas. Auf dem Blechknopf steht spanisch: «Canonización, Roma, 12 - 10 - 2008». Wer das trägt, gibt sich zu erkennen. Denn Wallfahren besteht vielleicht auch darin, sich unter vielen Gleichgesinnten fühlen zu können, aufgehoben in der Sicherheit einer augenblicklichen Mehrheit. Immer wieder wird im Laufe der Reise betont, dass sich die Kirchen eines Tages wieder füllen werden, dass die Klöster sich wieder beleben werden. Dass es immer Bewegungen auf- und abwärts gegeben habe. Dekan Albert Riederer meint: «Jedes grosse Reich geht einmal unter. Aber dieses Reich, zu dem wir unterwegs sind, geht vielleicht nie unter.» Vielleicht? Sicher? Chauffeur Meinrad Zünd gibt Gas, beschleunigt

durch die engen Kurven im Apennin. Die Fliehkräfte sind beträchtlich. Die Dame hinten links, die den Fernheiler angerufen hatte, ist eingenickt über ihrem Kreuzworträtsel. Da fehlt noch ein Synonym für «Herausforderung», vier Buchstaben, auf «R» beginnend. Ist es etwa der «Reiz»?

Er geht wie ein Cowboy nach einem Ritt durch die Kälte. In seinen Jeans, dem ledernen Gilet, mit kleinen Schritten geht er, ein bisschen vornübergebeugt. Seine vollen grauen Haare erreichen den Kragen, vorne hat er sie aus der gefurchten Stirn gekämmt. Schnurrbart. Schnupftabak. Sitzt er im falschen Bus? Impresario einer karibischen Tanzgruppe? Er sieht nach sieben Leben aus. Geri Wirth, eidg. dipl. Buchhalter, Hundehalter, selbständig, pensioniert. «Ich bin hier, weil meine Tochter Andrea am 19. Oktober Geburtstag hat. Weil sie 1988 an diesem Tag zwanzig geworden wäre.» Weil sie damals in der Nacht auf den 12. Oktober nicht mehr heimgekehrt ist; weil sie oberhalb von Schiers ums Leben gekommen ist; weil der Mann, der bei ihr war, erst einen Tag später zur Polizei ging und sagte, ihm habe sich «ein Mädchen verlaufen». Weil Andrea Geris Sorgenkind war, weil sie sie dann unten an der 150 Meter hohen Felswand gefunden haben. Weil es ein Unfall gewesen sein soll. Weil Andrea durch Geris Träume geht und, heute noch, sagt: «Papa, darf ich wieder heimkommen?» Darum, sagt Geri, sei er hier auf der Wallfahrt. Er habe dem Papst geschrieben, dass er sich auf die Audienz freue wie ein Kind auf Weihnachten. «Ich weiss nicht, was mich in Rom erwartet», sagt Geri. Andrea wäre jetzt genau vierzig Jahre alt. Er kehre aus Rom vielleicht mit mehr nach Hause zurück, als er mitgebracht habe. «Mit einem Frieden», sagt er, «diesen Traum habe ich.»

Mirjam Städler hatte einen Vater, der im Toggenburg als Messner tätig war, der auch den Garten um die Kirche bestellt hat. Zwei seiner Schwestern waren Nonnen im Katharinen-Kloster Wil. Die Mutter hat die Kirche geputzt, Mirjam Städler musste dabei helfen. Ein Bruder ihrer Mutter war Pater in der afrikanischen Mission. Für den wurde von dem wenigen Geld immer etwas gespart. Deswegen, sagt Mirjam Städler, sei die Kirche immer im Gespräch gewesen. Unspektakulär, aber nachhaltig. «Das prägt einfach. Mir geht es gut, ich habe zwei gesunde Kinder und eine schöne Ehe.» Vielleicht sei sie einfach zum Danken da.

Peter Lendenmann ist reformiert. Er begleite seine Frau, weil er wisse, wie wichtig ihr das sei. Und für sich ganz allein hat er auf dem Jakobsweg zu pilgern begonnen. Maria Odermatt sagt: «Der Glaube schafft mir meinen stillen Raum, von dem ich mich ausrichten kann auf Gott.» Helene Lüthi, die als Reformierte zu den Katholiken konvertierte und nebenamtlich als Religionslehrerin aktiv ist, fühlt sich «in der flauen Kirche der Schweiz» einsam. «Ich bitte Bernarda um ihren Geist und ihre Kraft, damit in der Schweiz Bewegung in die Kirche kommt.»

Schwester Angelika, Oberin des Klosters Maria Hilf in Altstätten, wo Bernarda 21 Jahre lebte, ist mit zwei Anliegen nach Rom gekommen. «Ich habe die grosse Bitte, dass der Bestand unserer Gemeinschaft gesichert ist. Vielleicht zeigt Bernarda uns einen Weg, den wir heute noch nicht kennen. Und für mich habe ich die Bitte, dass ich es besser verstehe, allein durch mein Sein und Wirken die Frohbotschaft zu verkörpern.» Am Samstagabend erfährt sie, der Papst persönlich werde ihr die Kommunion reichen.

Der Papst sagt ab

Rot geht die Sonne im Smog der Grossstadt unter. Der Pilgerbus ist im abendlichen Verkehrsinfarkt gefangen. Fünfzehn Kilometer im Süden des Zentrums liegt die Unterkunft, das «Aran Park Hotel». Die Abfütterung der Pilgerschar erfolgt mit rekordverdächtiger Unfreundlichkeit. Nachts schreit jemand eine Viertelstunde lang um Hilfe. Aber wo? Niemand an der Réception nimmt das Telefon ab.

Am Sonntag in der Frühe geht es hinein nach Rom. Der Vatikan ist unterhöhlt, die Armada der Pilgerbusse kann unterirdisch parkiert werden. Heiligsprechung. Ein strahlender Tag. Die Garde steht stramm. 75 000 Menschen auf dem Petersplatz. Manchmal ist es so ruhig, dass das Plätschern der Brunnen zu hören ist - das Volk geht behutsam um mit diesem Moment. Schöne junge Geistliche singen Soli. Der Papst wirkt entrückt, er hat die Bischöfe weiter weg von seinem Thron placiert als einst Karol Wojtyla. Die 300-minütige Inszenierung, die vor der Fassade des Petersdoms aufgeführt wird, könnte von Luchino Visconti choreografiert sein. Dennoch entsteht kein magischer Moment. Es bleibt kühl in der gleissenden Sonne vor St. Peter. Und zu diesem Zeitpunkt weiss unsere Pilgergruppe noch nicht einmal, dass die Papstaudienz, die doch viele sehr erwartet haben, nicht stattfinden wird.